

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 14

Artikel: Auch ein Weg nach Emmaus
Autor: J.G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636960>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kirchenbau, bei der Friedhoffkunst und in der Graphik für Gedenktage: Taufe, Konfirmation, Trauung oder Todestag. Das große Publikum muß aber diesen Bestrebungen mit Vertrauen und Aufmerksamkeit entgegenkommen, wenn sie das gewünschte Ziel: Weckung und Förderung des Sinnes für gute Kunst in unserer Volke erreichen sollen. Unseren Lesern seien die Kunstblätter und Karten der kirchlichen Bilderkommission zur Beachtung und Weiterempfehlung warm ans Herz gelegt. H. B.

Auch ein Weg nach Emmaus.

Eine Ostererzählung von J. G. Birnstiel.

Der alte Peter M. hatte nach geduldig getragenen Leiden das Zeitliche gesegnet. Die endgültige Verteilung des Nachlasses war aber nach der Beerdigung noch auf Monate hinausgeschoben worden, weil der einzige Sohn Konrad grad in der Zeit, da es im Sterbekammerlein des Vaters still geworden, auf Reisen war und nach seiner Gewohnheit nichts von sich hatte hören lassen. Konrads beide Schwestern — nämlich die, die mit rührender Treue den krebstranken Vater gepflegt hatte und jetzt allein im Sterbehause wohnte, und die andere, die mit ihrem Manne in einiger Entfernung, aber im gleichen Dorfe weilte — taten überhaupt nicht eilig in der Sache, im Gegensatz zu vielen Erben, die, wo es ans Teilen geht, ein möglichst rasches Tempo lieben. Es lag, wie sich die Leute in die Ohren raunten, ein störendes Etwas zwischen ihnen, und sie verkehrten nicht mehr als eben nötig.

Nun war, hart vor Karfreitag, der Bruder in der alten Heimat angekommen, und seine Anwesenheit wurde den nach Verstand und Gemüt sehr ungleichen Geschwistern zum heilsamen Zwang, zu gemeinsamen Vorkehrungen und Beratungen unterm Dach des Vaterhauses sich täglich zusammen zu finden.

Anfänglich sah es, als gälte es da, rein praktische Dinge, ohne Beziehung des Gemütes, zu erledigen. Der Bruder war sich's so gewöhnt. Er gehörte zu den Geschäftlichen, die Gefühlsäußerungen für Luxus halten und nach Kräften unterdrücken. Ueberdies war er ja auch dem Haus und den Schwestern fast ein wenig fremd geworden. Diese aber nahmen sich bei dem Verteilungsgeschäfte erst recht zusammen, da keine in den Augen der anderen und in denen des Bruders schwach erscheinen wollte.

So mieden sie halt die Herztöne und das ausdrückliche Reden vom heimgegangenen Vater. O unheilige Einfalt! Als ob nicht dafür er selber mit umso größerem Ernst das Wort ergreifen und zu den Herzen reden könnte. Ja wohl — er tat es!

Was ging da nicht alles durch die sichtenden und ordnenden Hände der Geschwister: Jetzt ein Stück Gewand, das der Verbliebene in guten Jahren getragen hatte und das vom unermüdlischen Schaffen eines Mannes erzählte, der nach der Gattin frühem Tod ein gefährdetes Familienschiff allein über Wasser gehalten hatte. Jetzt ein Werkzeug, das er im Schweiß des Angesichts in Garten und Feld gebraucht. Dann ein Buch, über dem er jeweils am Sonntag in Andacht gelesen. Nun seine kostbare Uhr, ein Erbstück vom Großvater her, und das einzige Schmuckzeug, das mit mattem Goldglanz vom Sonnenschein verbrauchter Sonn- und Festtage zu plaudern wußte. Endlich — nach der Menge hier nicht aufzählender Sachen — ein paar Reliquien vom langen Kranklager, gleichsam die Nägel vom Kreuz, das er seinem Erlöser unter furchtbaren Qualen unheilbaren Krankheits, das einmal mit Geduld, ein andermal in schwerer Glaubensnot nachgetragen.

Und nicht diese Dinge allein, auch die Hobelbank im Erdgeschoß, der Stuhl am Ofen, der Schrank in der Stube, der Tisch mit seinem leergewordenen Platz, die Bilder an den Wänden, die Blumen auf dem Gestelle, sie alle, alle

stammelten „Vater“, und einige waren gesprächig zum Ueberstrudeln und Spannen aus Erinnerung heraus Geschichten, große und kleine, lustige zum Lachen und traurige zum Weinen. Und sie alle woben zusammen das Bild eines Mannes, der trotz gewisser scharfer Ecken und Kanten im Charakter, doch eine fast mütterliche Zartheit des Gemütes besessen und nicht selten auch in aller Stille den Weg zu kreuztragenden Brüdern und Schwestern unter die Füße genommen hatte.

So redeten also die scheinbar toten Dinge. Ohne blödes oder sentimentales Geschwätz zu treiben, redeten sie mit des verstorbenen Vaters Stimme und Gedanken. Was Sohn und Töchter dabei fühlten, sagte zwar keins dem anderen, doch kam ein freundlicherer Ton in ihr Tun und Reden. Sie nahmen Rücksicht aufeinander und traten beim Gang durch Stube und Kammern leiser auf, als könnten sie jemand in seiner Ruhe stören.

Eine Stunde vor dem gemeinsamen Mittagmahle saß der Sohn an einem kleinen Büttchen, darinnen gut verwahrt, zum Teil verschnürt und wohl geordnet, schriftliche Akten lagen. Unter anderem ein armelig mageres Bündelchen Briefe, einst aus der Fremde geschrieben von dem, der jetzt in den Papieren kramte und nun sehr unliebsam daran erinnert wurde, wie verschlossen und arm an schenklender Liebe er doch gegenüber seinem Vater jahrelang gewesen. Endlich in einer Schublade obenan ein verschlossenes Brief mit der Aufschrift: „An meine Kinder.“

Was doch die Handschrift eines lieben Toten tut! Sie sehen heißt soviel wie den Verstorbenen sehen. Es heißt seine Stimme hören und fühlbar seine Nähe spüren. Schriftzüge reden von Herzenszügen. Aus Buchstaben und Zeilen, von lieber Hand dereinst geschrieben, steigt die Persönlichkeit herauf, und die sagt mit herandrängender Stimme: „Zählst du mich noch zu den Toten?“

Der Sohn hörte diese Stimme. Sie rief ihn an, aus den kraftvollen Strichen und Punkten, die ihm so oft in der Fremde den Vater hatten nahe bringen wollen, und die er doch nie so gut verstanden hatte, wie eben heute. Das alles ging ihm ans Gemüt und erinnerte ihn an eine unbeglichene, große Schuld gegenüber dem lieben Toten. Ein stilles Leid warf ihn innerlich um, ihn, den hartgewordenen Mann, der über alle Weichheit des Gemütes sich erhaben glaubte. Rasch tilgte er zwar die Spuren seiner Rührung. Diese selber aber tilgte er nicht. Sie lief mit ihm durch die Stube, sie setzte sich mit ihm an den Tisch, an dem nun die drei Geschwister fast schweigend ihre Mahlzeit nahmen.

Wie sie denn so saßen, und auch nach der Stillung ihres Hungers nicht aufzustehen wagten, weil es war, als ob eine geheime Macht ihre Glieder banne und die Gedanken in einem Brennpunkt sammle, da breitete der Sohn den Brief des Vaters aus und begann ihn vorzulesen. Was er enthielt? Anleitung zur Lösung häuslicher Fragen, lehtes Wünschen, dringliches Mahnen zu Geduld und Gottvertrauen. Das und noch anderes stand im Briefe. Alles schlicht und recht, ohne irgendeine Floskel oder schöne Redewendung, die auf Rührung zielte. Der Brief war ganz der Vater. Natürlich, einfach, bieder.

Während Konrad noch las, stahl sich ein Sonnenstrahl durchs Stubenfenster, ruhte verklärend auf einem lieben Gesicht zwischen Glas und Rahmen und gab dem, der im Bilde war, die Vollmacht, als Geist herabzustiegen und das Jesuswort in den Mund zu nehmen: „Es will Abend werden, doch ich bleibe bei euch alle Tage!“

Ob die Seinen es verstanden haben? Der Sohn räusperte sich mächtig, als müßte er sich was vom Halse schaffen und sagte mit halberstickter Stimme: „Ja, ja — wir hatten einen guten Vater!“ Die Schwestern schwiegen. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Wer weiß — vielleicht hörten sie

das Fallen der letzten Steine einer Scheidewand, die ein böser Geist einst zwischen ihnen aufgerichtet hatte.

Konrad hatte schon bei der Ankunft mit fast verlegender Bestimmtheit erklärt, er wolle noch vor Karfreitag wieder reisen. Vielleicht hat er, kirchlichen Bräuchen gegenüber bedürfnislos, einem Ostern in der Heimat aus dem Wege gehen wollen. So verabschiedete er sich denn am Abend des inhaltsschweren Tages mit dem Bedeuten, er werde im Nachbarort übernachten, dort am andern Morgen einen Frühzug nehmen und vielleicht nach Wochen wiederkommen.

Es kam der Karfreitagmorgen. Die Schwestern hatten einen weiten Kirchweg. Sie wanderten ihn zum erstenmal seit langer Zeit zusammen. Nicht, daß sie schon ganz ein Herz und eine Seele gewesen wären. Aber sie liefen doch nicht, wie früher, getrennte Wege. Suchten sich noch nicht ihre Worte, so taten es vielleicht doch die Gedanken, die ein Höherer lenkt wie Wasserbäche. Die Predigt tat ihnen die Herzen auf für den, der für uns starb, uns mit Gott und untereinander auszuföhnen.

Sie blieben zum Abendmahl und es schlug an ihre Seelen der Ruf des Eingangswortes: „So prüfe sich auch darüber ein jeder, ob er seinen Beleidigern von Herzen vergebe, wie Jesus vergeben hat!“ Was sie dabei fühlten, konnte niemand wissen als der Allwissende, der hineinsieht in der Herzen verborgenste Falten.

Es war aber doch schon etwas, daß sie, obwohl der Menschenmenge wegen getrennt in der Kirchenbank sitzend, zum Gang an den Tisch des Herrn sich schwefterlich zusammenliefen.

Auf dem Heimweg sollte den beiden eine große Ueber-
raschung werden. So still, wie sie gekommen waren, zogen sie wieder heimwärts, nur jetzt in anderer Stimmung. Einmal unterbrach die Aeltere das Schweigen und sagte:

„Wir werden dies Jahr ein wehmütiges und doch schönes Ostern haben.“

„Einverstanden!“ rief auf einmal eine kräftige Männerstimme hinter ihnen. Erschrocken wandten sie sich um. Doch aus Staunen wurde Freude. Der Bruder, den sie ferne wähnten, war ihnen leise auf dem Fuß gefolgt. Er war, ungesehen von den Schwestern, mit im Gotteshaus gewesen.

„Es geht halt“, sagte er, „nicht immer wie wir berechnen und planieren. Nach meinem früheren Plan müßt' ich jetzt über alle Berge sein. Ich kam aber doch nicht fort. Es nahm mich einfach herum. Es war, als führe ein Unsichtbarer mich zurück und dahin, wo ich innerlich gesunden sollte. Ich war geraume Zeit vor Zugsabfahrt im Dorf, lief an der Kirchhofmauer hin und hörte die Osterglocken läuten. Sie erzählten mir von schönen Kindheitstagen und vom Vater und — ich glaube, von heiligen Dingen, die gleichsam für mich auf irgend einem Meeresgrunde lagen. Haltet mich nicht für einen Heuchler, wenn ich euch sage: Mir war als hört ich den selber rufen, dem zu Ehren heut' die Glocken in allen Ländern läuten. So kam ich in die Kirche und auf den Platz, wo sonst mein Vater saß, ich weiß nicht wie. Und hab' ich nun den ersten Schritt getan, so will ich den zweiten und dritten auch noch tun. Ich geh' mit euch nach Haus und bleibe, so lang ihr mich nötig habt!“

Sie verlebten ein Osterfest wie nie mehr seit ihren Kindertagen. Sie ließen sich's nicht nehmen ein gemeinsames Mahl im Vaterhaus zu halten. Die jüngere Schwester holte ihren Mann und auch die Kinder, und die Aeltere lud des verstorbenen Vaters Schwester noch zu Tische.

Daß sie guter Dinge waren, braucht der Erzähler nicht zu sagen. Und auch das andere nicht, daß der Vater oben am Ehrenplatz des Tisches saß, ob sie ihn schon nicht mit leiblichen Augen sahen, und daß seine Augen voll Herzensgüte und Sonnenschein waren, wie einst in seinen besten Tagen.

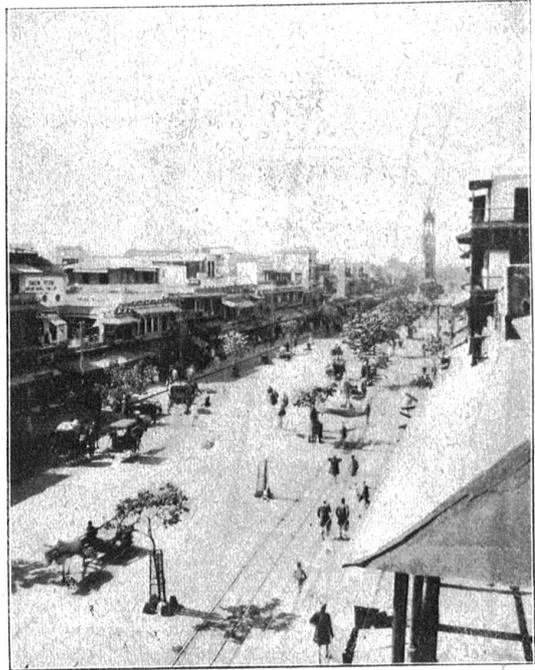
Aus „Glück auf der Heimat zu!“ Verlag Helbling & Lichtenhahn, Basel.

Brief aus Indien.

Delhi, im Februar 1926.

Liebe Berner Woche!

Von der indischen Hauptstadt wollte ich Dir heute erzählen. Nun erwartest Du wohl schimmernde Marmor-



Die Chandi Chouk in Delhi.

paläste, Palmengärten, in denen seidengewandete Prinzen lustwandeln, erwartest Staatselafanten und Goldkarossen, breite Straßen und farbiges Leben.

Du wirst enttäuscht sein! Ein paar Tausend Holz- und Steinhäuser, hingeworfen wie es dem lieben Gott, oder Allah dem Großen und seinem Prophet, oder irgend einer der vielen Hindu-Gottheiten gerade gefiel. Ein wahrer Irrgarten von engen winkligen Gäßlein und eine einzige große Hauptstraße, die „Chandi Chouk“ — die Straße der Silberschmiede, die einmal ebenso berühmt gewesen sein soll, wie der Broadway in New-York, das „Unter den Linden“ in Berlin und die „Cannedièrè“ in Marseilles — das ist das heutige Delhi.

Es ist eine junge Hauptstadt, erst 1911 anlässlich der Krönung des Königs Georg V. von England zum indischen Kaiser wieder in alte Rechte eingesetzt. Aber es ist zugleich eine uralte Hauptstadt, vor dem jetzigen haben sechs alte Delhis gestanden, jedes einer andern Periode, jedes einem andern Herrscher zugehörig.

Große Strecken weiter Ebene liegen südlich von der heutigen Kapitale, unfruchtbares Land, mit dürrer Gras und stacheligem Kaktus bewachsen. Dort haben sich während mehr als 1000 Jahren gewaltige Heere immer und immer wieder geschlagen und jedem Sieg folgte die Zerstörung der alten und der Aufbau einer neuen Hauptstadt, noch schöner, noch großartiger, noch uneinnehmbarer als die vorhergehende. Der Boden ist mit dem Blute von Hunderttausenden getränkt und so mit Trümmern besät, daß sich bis heute noch keine Pflugschar daran gewagt hat. Schatale und Hyänen streichen nachts durch das hohe Gras und ihr Geheul dringt weit hinüber in die Neustadt. Ein wildes, hungriges Geheul, denn rar ist heute die Beute, die in verflorenen Jahrhunderten das wilde Getier in Scharen dorthin gelockt.